

Die Quarantäne

Eine literarische Rückschau

Rajinder Singh Bedi

Im Jahr 1939 veröffentlichte der Autor den nachfolgenden Text zum Thema Quarantäne. Bei manchen Alltagsszenen ist allenfalls am Sprachduktus zu erkennen, dass nicht das Jahr 2020 gemeint sein kann. Selbst die Schicksalsergebenheit einer Person wie Bhagu kommt einem bekannt vor.

Die Pest und die Quarantäne! Die Angst vor der Pest hatte alles und jedes in der Ebene, die sich am Fuße des Himalajas erstreckte, wie mit einer dicken Lage von milchigem Nebel belegt. Jedes Kind der Stadt fing an zu zittern, sobald sie auch nur erwähnt wurde.

Gewiss war die Pest furchtbar, doch die Quarantänestation war noch viel schlimmer. Die Quarantäne setzte die Leute noch mehr in Unruhe als die Pest selber. Das war der Grund, warum auf den Plakaten, die das Gesundheitsamt für die Bürger zur Warnung vor den Ratten angebracht hatte, der Slogan „Keine Ratte – keine Pest“ mit einer Erweiterung ergänzt worden war. Da stand nämlich jetzt „Keine Ratte – keine Pest – keine Quarantäne“.

Die Angst der Leute vor der Quarantäne war ja verständlich. In meiner Eigenschaft als Arzt kann ich nur bekräftigen, dass in der Stadt die Anzahl der Todesfälle aufgrund der Quarantäne tatsächlich größer war als die der Pest. Auch wenn die Quarantäne an und für sich keine Krankheit ist, sondern die Bezeichnung eines bewohnten Territoriums, die durch den zwischenmenschlichen Kontakt Angesteckten von gesunden Bürgern gesetzestgemäß abgetrennt untergebracht werden, damit die Krankheit sich nicht weiter ausbreitet.

Zwar war für hinreichend Ärzte und Krankenschwestern in der Quarantäne gesorgt, doch angesichts der großen Zahl der Erkrankten war individuelle Fürsorge nicht gesichert. Ich konnte beobachten, wie Kranke die Balance verloren, da Verwandte und Bekannte keinen Zugang hatten. Einige starben einfach sozusagen noch vor der Frist, weil sie mit ansehen mussten, wie alles um sie herum einfach wegstarb. Manchmal war es so, dass Patienten mit gewöhnlichen Erkrankungen sich mit etwas aus ihrer Umgebung ansteckten und diesen todbringenden Keimen zum Opfer fielen.

Wegen der vielen Todesfälle mussten die Toten mit den besonderen Vorkehrungen der Quarantäne in rituellen Angelegenheiten Vorlieb nehmen. Das heißt, Hunderte von Kör-

pern wurden einfach wie Hundekadaver auf einen Haufen geworfen, ohne besondere Umstände mit Benzin übergossen und dem Feuer übergeben. Wenn dann beim Sonnenuntergang zusammen mit den gleißenden Sonnenstrahlen die Flammen hoch züngelten, war das für die noch lebendigen Kranken, als sei der Weltenbrand da.

Die Quarantäne führte zu so vielen Todesfällen, weil Angehörige von Erkrankten diese zu verstecken versuchten, wenn sich die Symptome der Epidemie bemerkbar machten. Sie wollten nämlich vermeiden, dass der Erkrankte mit Gewalt in die Quarantäne abgeschoben wurde. Ärzte hatten die strikte Anweisung, sofort Meldung zu machen, sobald sie Nachricht von einer erkrankten Person erhielten – was wiederum dazu führte, dass die Leute sich von den Ärzten nicht mehr behandeln ließen. Dass ein Haushalt betroffen war, zeigte sich oft erst, wenn ein Leichnam unter markerschütterndem Klagen und Weinen aus dem Haus gebracht wurde.

Zu der Zeit war ich als Arzt in der Quarantäne tätig. Gedanklich und gefühlsmäßig war die Angst vor der Pest ständig da. Wenn ich abends nach Hause kam, wusch ich mir umständlich mit Karbol-Seife die Hände, gurgelte mit antiseptischem Mundwasser und nahm ein Tässchen Kaffee oder auch einen Schluck Brandy zu mir, der mir den Magen mit seiner angenehmen Wärme reinigte, was wiederum zu Schlaflosigkeit und Sehstörungen führte. Ein paar Mal nahm ich aus lauter Angst vor der Krankheit eine Tablette, um Erbrechen zu erwirken und damit meine Gesundheit zu bewahren. Wenn es wegen des heißen Kaffees oder wegen des Brandys im Bauch rumorte und mir die Hitze zu Kopfe stieg, überließ ich mich allen möglichen Angstvorstellungen, wie ein Mann ohne jeden Verstand. Kratzte es ein wenig im Hals, dachte ich gleich, nun träten die Symptome auf... Herrje! Nun werde auch ich Opfer dieser furchtbaren Krankheit... die Pest! Und dann... die Quarantäne!

In dieser Zeit kam der Straßenfeger und kürzlich zum Christentum konvertierte Bhagu, der meine Gasse sauber hielt,



KASHYAP PRODUCTIONS
 ①① **AARAM** ①①

Screenplay : **D. D. KASHYAP**
 Dialogue : **RAJINDER SINGH BEDI**
 Songs : **RAJINDRA KRISHNA & Prem Dhawan**
 Music : **ANIL BISWAS**—Assistant: Ram Singh
 Photography : **PANDURANG S. NAIK**—
 Assistants : S. Naik—George—R. S. Laud
 Sound : **P. S. MISRA**—
 Assistants : Patel, Joshi & Moti
 Editing : **ANANT APTE**—Assistant: T. Mangeshkar
 Art : **G. V. WATEGAONKAR**—
 Assistants : V. Bhivandkar—John Miranda
 Make-up : **KESRI GORAKSHA**—
 Assistant: Karandikar
 Hair Styles : **MARY GINETTA**
 Stills : **STUDIO SHANGRI-LA**

Assistant Directors :

Plakat zum Film *aaram* (1951), für den Rajinder Singh Bedi die Dialoge schrieb.

Bild: privat

zu mir und meinte, „Mein Herr... wie furchtbar das ist! Heute kam die Amboluns [Ambulanz] und nahm allein aus unserem Viertel zwanzig und einen Kranken mit!“ – „Ein- undzwanzig? Im Krankenwagen...?“ kullerten die Worte aus meinem Mund. Ich war ziemlich schockiert.

„Ja, Herr... ganze zwanzig und eins... auch die werden sie in die Kvontin [Quarantäne] mitnehmen... oje! Ob die Ärmsten wohl jemals wieder zurückkehren?“

Wie ich so mit Bhagu sprach, erfuhr ich, dass Bhagu um drei Uhr morgens aufstand. Er pflegte sich dann einen Achtelliter Sprit zu genehmigen und fing dann an, Desinfektionspulver in den Gassen der Honoratioren und an den Kanälen zu streuen, damit die Keime sich nicht weiter ausbreiteten. Bhagu ließ mich auch wissen, weswegen er schon um drei Uhr aufstand. Er sammelte nämlich die Leichen ein, die man auf dem Markt abgelegt hatte. Außerdem erledigte er die eine oder andere Arbeit für die Leute in dem Viertel, in dem er tätig war und die sich wegen der Angst vor der Krankheit nicht mehr selbst vor die Tür trauten. Bhagu dagegen hatte überhaupt keine Angst vor der Krankheit. Er meinte, wenn der Tod kommt, dann kann man gehen, wohin man will – doch man kann ihm nicht entkommen.

Zu der Zeit, als die Leute sich nicht mehr zu treffen wagten, wickelte sich Bhagu ein Tuch um Kopf und Gesicht und versah den Dienst am Menschen mit großer Hingabe. Seine Kenntnisse waren zwar etwas beschränkt, doch auf der Basis seiner eigenen Erfahrungen klärte er die Leute wie ein

Fachmann auf, wie sie der Krankheit entgehen könnten. Er riet ihnen, einfache Sauberkeitsregeln zu beachten, Desinfektionspulver zu verteilen und nicht aus dem Haus zu gehen. Einmal bemerkte ich, wie er den Leuten riet, regelmäßig Sprit zu trinken. Als er danach bei mir vorbeikam fragte ich, „Hast Du denn überhaupt keine Angst vor der Pest?“

„Nein, Herr... mir wird kein Haar gekrümmt, solange die Zeit nicht dafür reif ist. Sie sind so'n richtig großer Doktor, Tausende haben Sie geheilt. Doch wenn es soweit ist, helfen mir Ihre Pillen und Wässerchen auch nicht... ja, Herr ... bitte seien Sie mir nicht böse! Ich sage nur, was Sache ist und nehme kein Blatt vor den Mund!“ Dann wechselte er den Ton und sprach: „Sagen Sie mir doch eins, mein Herr ... wie ist es da in der Kvontin?“

„Da in der Quarantäne sind schon Tausende von Kranken eingetroffen. Wir behandeln sie, so gut es geht. Aber wie weit kann das gehen – selbst die Leute, die mit mir da arbeiten, haben Angst, sich bei denen allzu lang aufzuhalten. Vor lauter Angst trocknen ihnen Lippen und Kehle aus! Keiner kommt den Gesichtern der Kranken so nahe wie Du. Und keiner gibt sich so fürsorglich wie Du ... Bhagu! Möge Gott Dich segnen – dafür, dass Du der Menschheit derartig zu Diensten bist!“

Bhagu senkte ehrfürchtig den Kopf, nahm das Tuch vom Gesicht herunter. Da sah ich, dass sein Gesicht vom Alkohol ganz rot war. Er sagte: „Herr, wozu bin ich schon zu gebrauchen? Was kann es schon Besseres geben, als wenn es jemanden wegen mir bessergeht, wenn mein nutzloser Körper für irgendwas Verwendung findet. Herr, der ehrwürdige Vater Labe (Pater Mont Lam, der Abé), der oft in unser Viertel kommt um zu predigen, der sagt, der göttliche

Jesus Messias lehrt genau das, dass man nämlich einem Kranken dienen soll, auch wenn man dafür sein eigenes Leben einsetzt ... ich habe das begriffen ...“

Ich wollte Bhagu für seinen Mut loben, doch ich war so gerührt, dass ich einhalten musste. Wenn ich sein sinnerfülltes und aktives Leben sah, regten sich Neidgefühle in meinem Innersten. Ich fasste den Beschluss, heute in der Quarantäne mit vollem Einsatz zu arbeiten und mich zu bemühen, so viele Kranke wie nur möglich zu behandeln. Ich wollte sogar mein Leben einsetzen, um es ihnen leichter zu machen.

Leider ist das leichter gesagt als getan. Als ich in der Quarantäne ankam und den fürchterlichen Zustand der Kranken sah und ihr stinkender Atem mein Geruchsorgan erreichte, sank mir der Mut und ich brachte es in der Nachfolge Bhagus nicht weit.

An dem Tag aber, an dem ich Bhagu mitnahm, schuftete ich ordentlich in der Quarantäne. Den Teil der Arbeit, bei dem man den Kranken allzu nahekommen musste, überließ ich Bhagu, was er ohne jegliche Klage ausführte ... Ich hielt mich von den Kranken soweit wie möglich fern, weil ich nämlich extreme Angst vor dem Tod hatte. Und noch mehr vor der Quarantäne.

Stand Bhagu wirklich über dem Tod wie auch über der Quarantäne, über beiden also?



An dem Tag wurden ungefähr vierhundert Patienten in die Quarantäne eingeliefert, ungefähr zweihundertfünfzig schieden dahin. Bhagus Lebens Einsatz allein war es zu verdanken, dass ich immerhin eine größere Anzahl Patienten heilen konnte. Auf der Tafel mit der Statistik, die im Büro des *Chief Medical Officer* hing und den aktuellen Stand der Heilungen anzeigte, war die Linie am höchsten, die die Heilungen von Patienten unter meiner Behandlung anzeigte. Unter irgendeinem Vorwand schlich ich mich täglich in das Zimmer, um mich mit dieser Linie zu beglücken, die in Richtung hundert Prozent wanderte.

Einmal trank ich ein bisschen mehr Brandy als nötig. Mein Herz fing an zu pochen. Der Puls galoppierte wie ein Pferd und ich wandte mich unruhig hierhin und dorthin wie eine kranke Seele. Ich fing an, mich zu fragen, ob der Krankheitskeim mich am Ende doch noch herannimmt und womöglich als nächstes Beulen am Hals und an den Oberschenkeln auftreten werden. Ich geriet in Panik und wollte einfach nur vor der Quarantäne weglaufen. Solange ich da war, hatte ich ein hysterisches Zipperlein. An dem Tag stieß ich nur zweimal auf Bhagu.

Gegen Mittag sah ich ihn, wie er einen Patienten umarmte. Liebevoll klopfte er ihm mit seinen Händen auf den Rücken. Der Patient nahm all seine Kraft zusammen und sprach, „Allah ist wahrhaftig der Herr! Möge Gott selbst seinen Feind nicht an diesen Ort führen. Ich habe zwei Töchter ...“ Bhagu unterbrach ihn und sprach, „Dank dem Herrn Jesus, der der Messias ist, Bruder ... du siehst schon wieder besser aus.“ „Gewiss, Bruder, Dank sei Gott ... ich fühle mich auch schon wieder etwas besser. Wenn ich aus der Quarantäne ...“ Und als er diese Worte in den Mund nahm, spannten sich seine Muskeln an, der Speichel rann ihm aus dem Mund, die Augen verdrehten sich, sein Körper zuckte noch ein paar Mal und dann wurde der Patient, der vor wenigen Augenblicken noch so aussah als ginge es ihm etwas besser, für immer still.

Bhagu vergoss unsichtbare Blutstränen für den Toten – wer sonst hätte um ihn weinen können? Wenn jemand von den Seinigen da gewesen wäre, hätten ihre herzergreifende Klage Himmel und Erde erschüttert. Bhagu aber war mit allen verwandt. Für alle und jeden trug er die Trauer in seinem Herzen. Für alle weinte und klagte er ... eines Tages bot er sich selbst mit großer Ergebenheit zur höheren Ehre des Herrn Jesus der Messias zur Buße für die Sünde der Menschheit dar.

Am gleichen Tag kam er am frühen Abend bei mir angeirrt. Er atmete heftig und stöhnte dabei schmerzvoll. Er

Porträt des Literaten auf dem Umschlag zu seinem Buch *Bedi Ke Afsanay*.

Bild: privat

sprach, „Mein Herr ... diese Kvontin ist die Hölle. Die Hölle! Vater Labe hat immer die Hölle in dieser Art beschrieben ...“ Ich sagte, „du hast recht, das ist sogar schlimmer als die Hölle ... ich suche nach einer Möglichkeit, von hier wegzukommen ... mir geht es heute nicht gut.“ „Mein Herr, was kann es Schlimmeres geben als das ... heute hat ein Patient aus lauter Angst vor der Krankheit das Bewusstsein verloren, man hielt ihn für tot und warf ihn auf den Haufen mit den Leichen. Als dann Benzin darüber geschüttet wurde und die Flammen an ihnen hochzüngelten, sah ich, wie er mitten im Feuer mit Händen und Füßen um sich schlug. Da sprang ich kurzerhand hinein und holte ihn heraus. Mein Herr! Der war schon ziemlich übel abgeflämmt ... und als ich ihn herauszog, habe ich mir auch noch den linken Arm verbrannt.“

Ich warf einen Blick auf Bhagus Arm, auf dem lauter gelbe Blasen zu sehen waren. Ich schüttelte mich, als ich das sah. Ich fragte, „Hat der Mann überlebt? Was geschah mit ihm ...“ „Mein Herr ... das war ein ehrenwerter Mann. Die Welt hat viel zu wenig von seiner Freundlichkeit und seinem Edelmut gehabt. Selbst in seinem elendigen Zustand hob er noch das verbrannte Gesicht hoch, schaute mich mit seinem sterbenden Blick an und dankte mir! Und mein Herr ...“, setzte Bhagu hinzu, „Kurze Zeit später litt er so fürchterliche Schmerzen, wie ich das bis heute noch bei keinem erlebt habe, der sein Leben aushaucht ... danach starb er. Es wäre viel besser gewesen, wenn ich ihn da hätte verbrennen lassen. Ich habe ihn da herausgeholt und ihn damit im Leben gelassen, nur damit er noch mehr leiden muss – und am Ende kam er doch nicht davon! Und jetzt komme ich gerade vom Haufen mit den Leichen, wo ich ihn mit meinen verbrannten Armen nochmal draufgeworfen habe ...“

Weiter konnte Bhagu nicht mehr sprechen. Schließlich fügte er zwischen Seufzern mit stockender Stimme hinzu, „Wissen sie ... was das für eine Krankheit war ... die ihn umgebracht hat? Nicht die Pest, nein ... die Kvontin ... die Kvontin!“

In dieser furchtbaren Zeit war zwar der Gedanke tröstlich, dass die Toten es überstanden hatten, doch das marker-schütternde Stöhnen und Schreien der Untröstlichen lag mir in den Ohren, als ich nachts im Bett lag. Das Klagen und Weinen der Mütter, das Aufschreien der Schwestern, das Klagelied der Ehefrauen, das Schreien und Rufen der Kinder – in dieser eigenartigen Stille der nächtlichen Stadt, in der selbst mitten in der Nacht die Eulen nicht zu rufen wagten, tauchten furchtbare Bilder vor mir auf. Wenn selbst gesunde Leute eine derartige Last auf der Brust liegen hatten, wie sollten sich da erst die Leute fühlen, die zuhause krank darniederlagen, und die nur die Konturen der Hoffnungslosigkeit auf den Türen und Wänden sahen, die sie umgaben. Und schließlich die Patienten der Quarantänestation, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatten und dem Tod ins Auge sahen, trotz-

dem aber noch am Leben hingen, gleichsam, wie wenn sich jemand mitten in einem Taifun in einer Baumkrone festklammert, während weiter unten die tosenden Wogen sich immer höher strecken und nur darauf warten, auch die Krone unter Wasser zu setzen.

Am nächsten Tag fühlte ich mich nicht wohl und ging nicht in die Quarantänestation. Ich schob einen Grund vor, nämlich wichtige Arbeit. Allerdings hatte ich dabei mit heftigen Gewissensbissen zu kämpfen ... es war nämlich sehr gut möglich, dass es manchem Kranken bessergeht, wenn ich mich um ihn kümmere. Diese Angst aber, die mir auf Herz und Verstand drückte, hielt meine Füße in Ketten gefangen. Als es am Abend Zeit war, ins Bett zu gehen, erhielt ich die Mitteilung, dass bis heute Abend fünfhundert neue Patienten in der Quarantäne angekommen waren.

Als ich gerade dabei war, mich schlafen zu legen – nachdem ich einen heißen Kaffee getrunken hatte, der mir den Bauch wärmte – hörte ich Bhagus Stimme an der Tür. Als mein Diener die Tür öffnete, kam Bhagu heftig atmend herein. Er sagte, „Mein Herr ... meine Frau ist erkrankt ... die Beulen zeigen sich an ihrem Hals ... retten Sie sie um Gottes Willen ... ein Kleinkind, anderthalb Jahre alt, trinkt an ihrer Brust, das wird mit ihr sterben.“ Ohne auch nur eine Spur von tieferem Verständnis zu zeigen, sprach ich ärgerlich, „Warum bist du nicht eher damit angekommen? ... hat denn die Krankheit eben erst angefangen?“ „Heute Morgen war das nur ein bisschen Temperatur ... als ich zur Kvontin ging ...“ „Aha ... sie war also krank zuhause und du bist zur Quarantäne gegangen?“ „Jawohl mein Herr ...“ sagte Bhagu mit einem Zittern in der Stimme. „Sie war einfach ein bisschen krank. Ich dachte, sie wird wohl das Milchfieber haben ... abgesehen davon hatte sie ja keine Beschwerden ... außerdem waren ja meine beiden Brüder daheim ... und hunderte Kranke in der Quarantäne hilflos ...“

„Da hast Du wohl mit Deiner grenzenlosen Menschenfreundlichkeit und Deiner Opferbereitschaft den Keim mit nach Hause gebracht, wie? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst den Patienten nicht zu nahe kommen? ... sieh mal, genau aus diesem Grund bin ich heute nicht dorthin gegangen. Da bist du jetzt selber schuld! Was kann ich da jetzt noch tun? Wenn du dein Leben aufs Spiel setzt, musst Du diesen Leichtsinns jetzt halt selbst ausbaden. Hunderte von Leuten liegen krank in der Stadt ...“

Mit flehentlichem Ausdruck sagte Bhagu, „Aber der Herr Jesus der Messias ...“ „Lass mich in Ruhe ... da kommt sich wohl einer groß vor ... du wusstest, was passiert und hast dir doch die Hand verbrannt. Soll ich jetzt dafür etwa die Strafe auf mich nehmen? Mit Selbstaufopferung hat das nichts zu tun. Zu dieser späten Stunde kann ich nichts mehr für dich tun ...“ „Aber Vater Labe ...“ „Hau ab ... geht weg ... du mit deinem Vater Lam Abe ...“

Bhagu zog mit gesenktem Haupt davon. Eine halbe Stunde später war mein Zorn verfliegen und die Scham über mich selbst setzte ein. Was war ich nur für ein Klugscheißer, der sich im Nachhinein schämte! Zweifellos war das die schlimmste Strafe für mich, dass ich meinen Stolz nieder-treten und Bhagu um Vergebung wegen meines vorherigen unbotmäßigen Betragens bitten musste, damit ich seine Frau mit voller Hingabe behandeln durfte. Ich wechselte rasch die Kleidung und eilte zu Bhagus Haus ... als ich ankam sah ich, wie Bhagu gerade mit seinen beiden jüngeren Brüdern deren Schwägerin auf der Liege nach draußen trugen ... Ich wandte mich an Bhagu und fragte, „Wo bringt ihr sie hin?“ Bhagu antwortete zögerlich, „In die Kvontin ...“

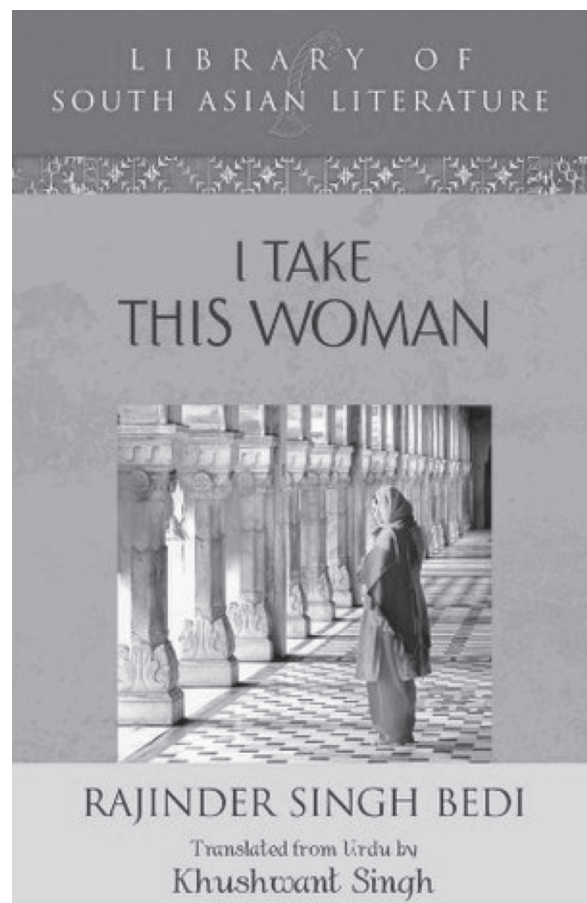
„Ist also in deiner Vorstellung die Quarantäne keine Hölle mehr ... Bhagu?“ „Sie wollten ja nicht mitkommen, mein Herr ... was kann ich sonst denn machen? Ich dachte, da kümmert sich wenigstens ein Arzt um sie, und ich kann mich um sie genauso wie um die anderen Kranken kümmern.“ „Stell die Liege hier hin ... denkst du etwa immer noch an die anderen Kranken? Dummkopf ...“

Die Liege wurde wieder hereingeholt und ich gab Bhagus Frau von meiner unfehlbaren Medizin zu trinken. Ich stellte mich gegen meinen unsichtbaren Feind in den Ring. Da öffnete Bhagus Frau die Augen. Bhagu sagte mit zitternder Stimme, „Ich werde mein Leben lang dankbar sein, Herr!“ Ich sagte, „Ich schäme mich wirklich für mein Verhalten eben, Bhagu ... möge Gott dich für deinen Dienst belohnen, indem er deine Frau wieder gesund macht.“

Im gleichen Augenblick sah ich, wie mein unsichtbarer Feind seine ultimative Waffe einsetzte. Die Lippen von Bhagus Frau zitterten. Ihr Puls, den ich mit der Hand tastete, wurde langsamer und zog sich in Richtung Schulter zurück. Mein unsichtbarer Feind, der meistens siegte, hatte mich wieder einmal glatt auf den Rücken gelegt. Ich senkte schuldbewusst den Kopf und sagte, „Bhagu – du unglücklicher Bhagu! Da hast du den sonderbaren Lohn für dein aufopferungsvolles Tun ... ach!“

Bhagu fing offen an zu weinen. Der Anblick, wie Bhagu seinen schluchzenden Sohn sich von seiner Mutter für immer verabschieden ließ, brach mir das Herz. Er verabschiedete mich freundlich und ergeben.

Ich hatte gedacht, dass Bhagu nun, da seine Welt verdunkelt war, sich um niemanden mehr kümmern würde ... doch am nächsten Tag sah ich, wie er sich mit noch mehr Hingabe um die Kranken kümmerte. Hunderte von Familien bewahrte er vor der Auslöschung ... ohne sich um sein eigenes Leben zu sorgen. Ich folgte Bhagu nach und arbeitete mit größtem Einsatz. Wann immer die Arbeit in der Quarantänestation und in den Krankenhäusern es mir erlaubte, setzte ich meine freie Zeit dafür ein, mich den Häusern der



Buchcover zu Rajinder Singh Bedi's Roman *I Take This Woman* (1967), die Geschichte einer Frau, die gezwungen wird, jemanden zu heiraten, den sie wie ihren eigenen Sohn erzogen hat.

Bild: privat

Unterschicht der Stadt zuzuwenden, wo auch die Krankheit zuhause war, weil sie direkt an den Abwasserkanälen lagen oder wegen des herumliegenden Abfalls.

Nach einer Weile wurde die Umgebung wieder völlig frei vom Keim der Krankheit. Die Stadt war geputzt und gereinigt. Keine Spur von Ratten war mehr zu sehen. In der ganzen Stadt gab es nur noch ein paar ganz wenige Fälle, die sofort gemeldet und behandelt wurden, damit die Krankheit keine Chance zur weiteren Verbreitung bekam.

Das normale Leben und Arbeiten in der Stadt kehrte wieder zu seinem krankheitsfreien normalen Verlauf zurück, Schulen, Colleges und Büros öffneten wieder. Ich nahm klar und deutlich wahr, dass die Leute mit Fingern auf mich wiesen, wenn ich über den Markt ging. Die Leute schauten mich mit Dankbarkeit an. In den Zeitungen wurde mein Porträtfoto zusammen mit aner kennenden Kommentaren abgedruckt. Der ganze Rummel überall ließ meinen Stolz anschwellen.

Schließlich kam es zu einer glänzenden Galaveranstaltung, zu der die Honoratioren der Stadt und die Doktoren eingeladen wurden. Der Stadtratsvorsitzende eröffnete die Veranstaltung. Ich wurde neben dem Herrn Vorsitzenden plat-

ziert, weil nämlich das Fest eigentlich nur gegeben wurde, um mich zu ehren. Die Girlanden drückten so sehr auf meine Schultern, dass ich mich bücken musste und meine Persönlichkeit schien mir tatsächlich vorbildlich zu sein. Doch wendete ich meinen stolzgeschwellten Blick unruhig hierhin und dorthin ... Aus Dankbarkeit für den aufopfernden Dienst an der Menschheit übergab mir der Rat einen Umschlag mit 1001 Rupien als kleine Geste der Anerkennung.

Alle Anwesenden bejubelten meine Kollegen und insbesondere meine persönlichen Leistungen. Es hieß, die Seelen seien gar nicht zu zählen, die bei der vergangenen Epidemie dank meines Einsatzes gerettet worden seien, bei dem ich weder meine Seele noch meinen Körper geschont hätte. Ich hätte mich nicht darum geschert, ob es Tag oder Nacht gewesen sei, sondern stattdessen mein eigenes Leben in den Dienst des Lebens der Nation gestellt, mein Eigentum als Eigentum des Landes angesehen, sei in die Krankheitsherde vorgedrungen und hätte den sterbenden Kranken dort das Elixer des Lebens verabreicht.

Der Stadtratsvorsitzende stellte sich an der linken Seite des Tisches auf, nahm einen dünnen Zeigestab in die Hand und wies damit für die Anwesenden auf die schwarze Linie auf der Tafel an der Wand. Die Linie wandte sich im Zickzackmuster immer weiter aufwärts bis hin zum Punkt, an dem die Epidemie besiegt war. Dann wandte er sich dem Datum zu, an dem 54 Patienten in meine Obhut gegeben wurden, die alle wieder geheilt wurden. Will sagen, am Schluss war der Erfolg 100-prozentig, so dass die schwarze Linie am Rand der Grafik ankam.

Danach lobte der Stadtratsvorsitzende in seiner Rede meinen Mut über alle Maßen und sagte, dass es die Menschen sicherlich erfreuen wird, zu hören, dass der liebe Herr Bakshi als Dank für seine Dienste in den Rang eines Leutnants erhoben wird.

Daraufhin hallte der Saal von begeisterten Hochrufen und heftigem Händeklatschen wider. Inmitten dieses lauten Händeklatschens erhob ich mein stolzgeschwelltes Haupt. Ich dankte dem Leiter der Versammlung und allen ehrenwerten Anwesenden förmlich, hielt eine lange und breite Rede, in der ich abgesehen von unbedeutendem Geschwafel erklärte, dass Ärzte sich nicht nur um Krankenhäuser und Quarantänestationen zu kümmern hätten, sondern auch um die Häuser der armen Unterschicht. Die nämlich sei nicht in der Lage, sich selbst zu helfen, und würden leicht zu Opfern dieser furchtbaren Krankheit. Ich hätte mit meinen Kollegen zusammen den eigentlichen Herd der Krankheit herausgefunden und unsere ganze Mühe dafür verwendet, die Krankheit an ihrer Wurzel auszurotten. Wenn wir die Arbeit in der Quarantäne und im Krankenhaus erledigt hätten, hätten wir abends unsere Zeit an diesen furchtbaren Krankheitsherden verbracht.

Am gleichen Tag, als ich nach der Festversammlung, den stolzgeschwelltem Hals des Leutnants hoch erhoben und von Girlanden voll behängt mit der bescheidenen Gabe des Volkes in Form einer Summe von 1001 Rupien in der Tasche zuhause ankam, hörte ich eine bescheidene Stimme von der anderen Seite, „Herr ... ganz herzlichen Glückwunsch.“

Und Bhagu stellte seinen alten Besen an den Deckel eines schmutzigen Wasserbehälters, während er mir gratulierte und nahm das Ende von seinem Turban vom Gesicht ab. Ganz gerührt blieb ich stehen. „Du bist es ...? Bhagu, Bruder!“ sagte ich und musste mich sehr zusammenreißen ... „Die Welt kennt dich nicht Bhagu, keine Ahnung ... doch ich kenne dich. Und dein Jesus kennt dich ... du vorbildlicher Schüler von Vater Lam Abé ... möge Gott es dir verdenken!“

Da trocknete mir die Kehle aus. Vor meinen Augen formte sich wieder das Bild von Bhagus Frau in dem Moment, als sie starb, und das von seinem Sohn. Ich fürchtete, mir würde unter der Last der Girlanden das Rückgrat im Nacken durchbrechen und gleichzeitig schien das Gewicht des Geldbeutels meine Tasche platzen lassen. Und ... ich hatte zwar jede Menge Ehrenbezeugungen eingesteckt, doch plötzlich fühlte ich mich bar jeder Ehre und voll Klage über diese verehrungssüchtige Welt.

*Aus dem Urdu übersetzt
von Heinz Werner Wessler*

Zum Autor



Rajinder Singh Bedi (1915-1984) ist einer der bedeutendsten Urdu-Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Er stammt aus einem Dorf im westlichen Panjab (heute Pakistan) und arbeitete in den für ihn prägenden Jahren vor der Unabhängigkeit in Lahore. 1947 sah er sich als Sikh gezwungen, nach Delhi übersiedeln. Als Verfasser stand er der Bewegung der progressiven Schriftsteller nahe, schrieb rund 70 Kurzgeschichten – die erste Sammlung erschien bereits 1936 – und betätigte sich auch als Dramatiker, Filmregisseur, Drehbuchautor und Dialogautor im Hindi-Kino. Er erhielt mehrfach hohe Auszeichnungen, so 1959 den *Filmfare Best Dialogue Award* für das Skript des Films *Madhumati*, 1965 den *Sahitya Akademi Award*, 1971 den *Filmfare Best Dialogue Award* für den Film *Satyakam, Padma Sri* 1972 und den *Ghalib Award* 1978. Bis weit ins 20. Jahrhundert traten im kolonisierten Indien immer wieder Epidemien auf, zu deren Bekämpfung die Kolonialbehörden in den Städten Quarantänestationen errichteten, in die Personen mit Krankheitssymptomen zwangsweise verfrachtet wurden. Vor allem flackerten immer wieder die Cholera und die Pest auf – noch 1994 trat eine lokal begrenzte Pestepidemie in Gujarat auf.

Als Verfasser stand er der Bewegung der progressiven Schriftsteller nahe, schrieb rund 70 Kurzgeschichten – die erste Sammlung erschien bereits 1936 – und betätigte sich auch als Dramatiker, Filmregisseur, Drehbuchautor und Dialogautor im Hindi-Kino. Er erhielt mehrfach hohe Auszeichnungen, so 1959 den *Filmfare Best Dialogue Award* für das Skript des Films *Madhumati*, 1965 den *Sahitya Akademi Award*, 1971 den *Filmfare Best Dialogue Award* für den Film *Satyakam, Padma Sri* 1972 und den *Ghalib Award* 1978. Bis weit ins 20. Jahrhundert traten im kolonisierten Indien immer wieder Epidemien auf, zu deren Bekämpfung die Kolonialbehörden in den Städten Quarantänestationen errichteten, in die Personen mit Krankheitssymptomen zwangsweise verfrachtet wurden. Vor allem flackerten immer wieder die Cholera und die Pest auf – noch 1994 trat eine lokal begrenzte Pestepidemie in Gujarat auf.

Texthinweis

Der Originaltext findet sich in Nastaliq und Devnagari unter <https://www.rekhta.org/stories/quarantine-rajinder-singh-bedi-stories>.